

Karl Meuli : 16. September 1891 - 1. Mai 1968 : Gedenkworte, gesprochen an der Trauerfeier am 5. Mai 1968

Autor(en): **Wyss, Bernhard**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen
Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **58 (1968)**

PDF erstellt am: **25.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Karl Meuli

16. September 1891 – 1. Mai 1968

Gedenkworte, gesprochen an der Trauerfeier am 5. Mai 1968

von *Bernhard Wyss*

Der Kollege, von dem wir Abschied nehmen, hat mehr als ein halbes Jahrhundert lang der Universität Basel und ihrer Philologisch-Historischen Fakultät angehört: einst als Student, zuletzt als emeritierter Ordinarius der Klassischen Philologie und der Antiken Volkskunde. Wie wenige seiner Generation hat Karl Meuli für Fakultät und Universität Ehre eingelegt, in unserm Land und in der ganzen Weite der wissenschaftlichen Welt.

Das Entscheidende im Studium verdankte er seinem Basler Lehrer Peter Von der Mühl. Die Lebensfreundschaft, die aus dieser frühen Begegnung erwuchs, ist auch für die altertumswissenschaftlichen Studien eine einzigartige glückliche Fügung gewesen. Das weiss, wer das Wirken und Forschen der beiden als Schüler oder als Kollege erfahren hat.

Das kühne Thema seiner Dissertation hatte Meuli sich selbst gestellt: «Odyssee und Argonautika». Darin zeigte er, dass in die Odyssee, wie wir sie lesen, ein älteres Argonautenepos eingearbeitet ist. In diesem wiederum erkannte er ein ursprüngliches 'Helfermärchen'. Und er sah, dass die Fahrt Iasons und seiner Gefährten nach dem fernen Osten in der ursprünglichen Fassung «ins Sonnenland des Jenseits» geführt hatte, dass «die gefahrvolle Rückkehr durch das mythische Tor» dereinst eine Rückkehr aus dem Totenreich zu den Lebenden gewesen war. Der Homerphilologie hat damals die Doktorarbeit des noch nicht Dreissigjährigen belebende Impulse gegeben. Forscher von höchstem Rang haben ihre Bedeutung erkannt und ausgesprochen.

Im Jahre seiner Promotion trat Meuli der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde bei. Während dreissig Jahren gehörte er ihrem Vorstand an, von 1935 bis 1943 als Obmann. Klug und beharrlich verfocht er in der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft und bei den Bundesbehörden die Bedürfnisse der Volkskunde. Auf ihn, der mit sicherem Blick die fruchtbaren Aufgaben erkannte, gehen zu einem guten Teil zurück: das Volksliedarchiv; der Plan des Volkskundeatlas; die Erhebungen für diesen und für das rätoromanische Kirchenlied; die Schriftenreihe «Volkstum der Schweiz»; die «Bauernhausforschung der Schweiz»; die Gründung des Schweizerischen Instituts für Volkskunde in Basel. Wesentlich hat er auch dazu beigetragen, dass an unserer Universität ein Ordinariat für Volkskunde eingerichtet wurde.

Schon in seiner Erstlingsschrift haben wir Meuli über die Fachgrenzen der Klassischen Philologie hinausgreifen sehen. Die Verbindung dieser

Wissenschaft – er selbst hat sich zeitlebens als Klassischer Philologe gefühlt – mit der Volkskunde bleibt kennzeichnend für sein ganzes gelehrtes Schaffen. Wenn wir von Volkskunde sprechen, ist allerdings immer mehr als bloss sie gemeint: zum mindesten Ethnologie und Religionsgeschichte gehören stets mit dazu. Dank seiner Beherrschung der in diesem weiten Sinn verstandenen Volkskunde vermochte Meuli bei der Behandlung altertumswissenschaftlicher Gegenstände immer wieder Hintergründe aufzudecken, die dem Nur-Philologen verborgen bleiben. Zeugnis dafür legen im Grund all seine Arbeiten ab: So der entzückende Aufsatz «Das Blatt hat sich gewendet». Oder der Beitrag zu den «Westöstlichen Abhandlungen» für Rudolf Tschudi über einen altpersischen Kriegsbrauch, den Herodot – einer von Meulis liebsten Autoren – erzählt. Oder die Untersuchung über die Schneeschuhjagd in Vergils Georgica, über Rentier und Elch in antiken Zeugnissen. Oder jene Auslegung einer andern Stelle der Georgica, in der Meuli, wenn auch nur ganz knapp, gewichtige Gründe für die Theorie des Eratosthenes von der Entstehung der Tragödie aus einem Wettkampf ins Feld führt. In seinen umfangreichen, schwer gelehrten «Scythica» weist er die Verbreitung des Schamanismus von Nordasien bis ins klassische Hellas nach; in der Schamanenpoesie sucht er eine Wurzel der griechischen Epik aufzuzeigen. Dem Gehalt wie der Form nach besonders eindrucksvoll ist die Abhandlung «Der Ursprung der olympischen Spiele», die wohl aus seiner ungedruckten Habilitationsschrift über den Agon hervorgegangen ist: Von den antiken literarischen und archäologischen Zeugnissen steigt Meuli auf zu den Urgriechen, die als Hirtenkrieger in ihre spätern geschichtlichen Sitze eingewandert waren. Sie müssen in ihrem Ahnenkult sportliche Wettkämpfe ausgetragen und sie nach Griechenland mitgebracht haben; denn dieselbe Sitte findet sich auch in gleichartigen zentral- und nordasiatischen Kulturen. Und nun dringt Meuli noch weiter vor – zu frühern Stufen, zum Agon in seiner Urform: dem Zweikampf als Gottesurteil zur Ermittlung und Bestrafung des als Urheber am Tod des Verstorbenen vermuteten Mörders. In den «Griechischen Opferbräuchen» deutet er das Speiseopfer an die olympischen Götter als ein rituelles Schlachten, das letztlich dem Brauchtum alter, ja vorgeschichtlicher Hirtenvölker entspringt. Besonders beschäftigt hat ihn mehr als einmal die Frage nach dem eigentlichen Wesen der Maske. Er sieht in den Maskierten die wiederkehrenden Toten.

Wir müssen diese unvollständige und unzulängliche Aufzählung seiner Arbeiten abbrechen. Nennen wir doch noch seinen glänzenden latinistischen Beitrag zum Hygintext im «Antidoron» für Jacob Wackernagel. Und den anmutigen Vortrag über «Herkunft und Wesen der Fabel»: viele der hier Versammelten haben ihn wohl seinerzeit mitangehört. Überzeugend hat Meuli damals dargetan, dass die Fabel hervorgegangen ist aus dem *ainos*,



einer gleichnishaften Rede, die in einer ganz bestimmten menschlichen Lage dem Angeredeten zeigen will, was er richtigerweise zu tun hat, ohne ihn doch durch unverhüllt ausgesprochene Aufforderung zu verletzen.

Meulis ganze Forschungsweise hat – wir sind uns bewusst, wieviel wir damit sagen – etwas Geniales. Unter den Problemen, die er in Angriff genommen hat, sind solche von höchster Schwierigkeit. Darin liegt es begründet, dass einzelne seiner Ergebnisse umstritten sind. Dies zu verschweigen, wäre nicht in seinem Sinn. Aber es ist keine Frage, dass es, wenn überhaupt, nur ausserordentlicher Gelehrsamkeit und Beweiskraft gelingen könnte, die eine oder andere der von ihm errichteten gedanklichen Bauten zu erschüttern.

Eines geht wohl als Wesenszug durch alle grössern Untersuchungen Meulis: das Streben, zu den Wurzeln der Erscheinungen zu gelangen. Was ihn stets von neuem unwiderstehlich angezogen hat, ist – um es mit einem Wort Bachofens zu sagen – das Altertum des Altertums.

Ja, in diesem Verlangen nach Erkenntnis der geschichtlichen und – so ist es doch – der seelischen Ursprünge menschlicher Gesittung war Meuli ein Geistesverwandter Bachofens. So erfüllte er nicht bloss eine unabweissbare wissenschaftliche Aufgabe, er folgte tiefer innerer Neigung, wenn er der Ausgabe von Bachofens Schriften jahrzehntelang, auch noch und ganz besonders während der Krankheit, ein gut Teil seiner Zeit und Kraft widmete. Zusammen mit seinen Mitarbeitern hat er Bachofens Werk recht eigentlich erschlossen und für die Wissenschaft fruchtbar gemacht. Das Kernstück der Ausgabe ist das von ihm selbst betreute «Mutterrecht», das erst durch ihn überhaupt lesbar geworden ist; im Nachwort gibt er eine unübertroffene Würdigung des Menschen und Forschers Bachofen. Das Erscheinen eines besonders gehaltvollen Bandes der Reihe war eine der letzten Freuden, die Meuli hat erleben dürfen. Seine Gehilfen empfinden es als eine Pflicht auch der Pietät, die Ausgabe in seinem Geiste zu Ende zu führen.

Dass Meuli als Gymnasiallehrer seinesgleichen suchte, ist bekannt. Er war auch ein hervorragender akademischer Lehrer: Er hatte den Sinn für das Interessante. Seine Vorlesungen fesselten; immer enthielten sie Eigenstes in Fülle. Im Seminar verlangte er viel. Wo er Bequemlichkeit oder bloss halb getane Arbeit feststellte, flammte gerechter Zorn in ihm auf. Recht-schaffene Leistung, ehrlichen guten Willen anerkannte er. Und in schwierigen Augenblicken konnte immer wieder sein gütiger Humor durchbrechen, konnte sein befreiendes Lachen die Lage retten.

Vor nun gerade zwanzig Jahren stand er als Dekan an der Spitze unserer Fakultät. Wie jedes Amt, das er übernahm, hat er auch dieses versehen: mit ernstem Verantwortungsgefühl, tatkräftig und erfolgreich.

Der Gelehrte und der Mensch waren in ihm eins, ihre Wesenszüge dieselben: Das starke, bis ins Alter jugendliche Temperament. Die unbedingte

Wahrhaftigkeit. Die so seltene Verbindung eines klaren, zielstrebigem Verstandes mit glücklicher Intuition. Eine schwer in Worte zu fassende Originalität, die völlig unbeabsichtigt war und einfach hervorsprudelte aus dem angeborenen Reichtum seiner Natur. Künstlerische Begabung: sie äusserte sich in seinem Musizieren, in der prachtvoll durchgeformten Handschrift, in der Helle seiner Abhandlungen, über deren geglücktesten uns etwas von der Stimmung sorgloser Sommertage zu schweben scheint. Freilich: im Forscher wie im Menschen fanden wir Zuversicht und Skepsis, Abenteuerlust und Resignation oft aufs ergreifendste gemischt. Auch er konnte in der Heiterkeit traurig sein, *in hilaritate tristis*. Und es schnürt einem den Hals zusammen, wenn man sich ihn in diesen seinen letzten Jahren wieder vorstellt: wie er es dank der liebenden Pflege seiner Schwester und dank dem geistigen Besitztum, das ihm keine Krankheit entreissen konnte, zustandegebracht hat, *in tristitia hilaris* zu erscheinen.

In mancher seiner Untersuchungen ist Karl Meuli an die Grenzen der jenseitigen Welt vorgestossen. Nun ist er selber in das geheimnisvolle Reich hinübergeschritten, auf das sein forschendes Auge immer wieder gerichtet war. Von allem, das er uns gelehrt hat, ist uns in dieser Stunde eines am gegenwärtigsten: dass die Dahingegangenen mit unserm Dasein unlöslich verbunden sind. So mildert unsern Schmerz die Gewissheit, dass der Freund, der uns so viel geschenkt hat, über den Tod hinaus für uns lebendig bleibt, als hohes Vorbild, als geistiger Helfer, als *agathos daimon*.